

Franz Stanzl

Stairway 8

Roman

© 2020 Franz Stanzl

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

ISBN: 978-3-99110-881-8 (Paperback)

ISBN: 978-3-99110-882-5 (Hardcover)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

INHALT

1	BLOWIN' IN THE WIND Bob Dylan (1963)	7
2	GOOD TIMES Eric Burdon and the Animals (1967)	44
3	LIGHT MY FIRE The Doors (1967)	80
4	A HARD DAY'S NIGHT The Beatles (1964)	112
5	BE MY GUEST Fats Domino (1959)	146
6	I'M A BELIEVER The Monkees (1966)	182
7	HEY JOE Jimi Hendrix (1966)	211
8	WHERE DO YOU GO TO, MY LOVELY? Peter Sarstedt (1969)	242
9	BAD MOON RISING Creedence Clearwater Revival (1969)	270
10	WHOLE LOTTA LOVE Led Zeppelin (1969)	296

STAIRWAY TO HEAVEN
Led Zeppelin (1971)

BLOWIN' IN THE WIND

Die Skulptur vor dem Pripadlo-Hof war metallene, abstrakt und so hoch, dass die Buben, wenn sie hinaufkletterten, bis in die Fenster des ersten Stocks schauen konnten. *Alles fließt!* stand in ein wenig zu groß geratenen Buchstaben auf dem Sockel, schwarz. Und wie um die Worte zu bestätigen, hatte im Lauf der Zeit das herabrinne Regenwasser rostige Mäander über die Schrift gezogen.

Gleich nachdem das Monument in der Grünanlage vor der Stiege aufgestellt und im Rahmen eines gediegenen Festakts vom Bezirksvorsteherstellvertreter enthüllt worden war, hatten sich hitzige Diskussionen unter den Gemeindemieterinnen entsponnen - über das zeitgenössische Kunstschaffen an und für sich, dessen gesellschaftlichen Stellen- und Nutzwert sowie, und das vor allem, über die damit verbundenen Kosten. Dabei kristallisierte sich sehr schnell eine Meinung als die dominierende heraus, nämlich die, dass man es deutlich lieber gesehen hätte, wären »die Millionen«, welche die Schaffung der Skulptur zweifellos verschlungen hatte, zum Bau von Kindergärten oder Krankenhäusern verwendet oder, noch besser, einfach direkt an die Mieter des Pripadlo-Hofs verteilt worden.

Doch die Zeit ließ die Diskussionen abebben und brachte sie schließlich ganz zum Erliegen.

Selbst die heftigsten Kritiker gewöhnten sich nach und nach an den Anblick des monumentalen Gebildes, und schließlich nahmen sie es kaum mehr wahr, wenn sie Tag für Tag daran vorbeigingen.

Kaum Reaktionen hatte es hingegen auf die Inschrift gegeben, höchstens hie und da ein kurzes zustimmendes Kopfnicken. »Ja, ja, so is das halt einmal!«

Wenig überraschend, denn ganz egal, ob Döblinger Villa oder Simmeringer Gemeindebau, ob Altbauwohnung oder Schrebergartenhaus: Die Anschauung, dass *nix im Leben fix* ist, gehört seit eh und je zum Weltbild der Wiener wie das Schlagobers zur Sachertorte.

Alles ist ständig in Fluss, nichts bleibt, wie es ist, alles muss irgendwann vergehen. *Das Glück is a Vogerl*. Zahllose Heurigenlieder beschäftigen sich damit, wie schnell es mit Jugend, Liebe und Glück vorbei sein kann. Und manchmal geht es tatsächlich schneller als man denkt.

Etwa im Fall der bedauernswerten Veia Rheinwald von Tür zwei: Mit achtzehn war sie dreifache Landesmeisterin im Eiskunstlauf gewesen, gefeiert, geliebt, begehrt. Dann dieser Unfall beim Training! Nach ärztlicher Meinung war zwar *keinerlei Schädigung des Rückenmarks nachweisbar* gewesen, aber das half Veia Rheinwald auch nicht weiter. Sie konnte jedenfalls nicht mehr gehen.

Jetzt mit zweiunddreißig lebte sie zurückgezogen in ihrer Erdgeschoßwohnung, ständig auf den Rollstuhl angewiesen und von häufigen Depressionsschüben geplagt.

Dabei war sie keineswegs menschenscheu, wenn sie jemanden im Stiegenhaus traf, konnte sich schon das eine oder andere belanglose Gespräch ergeben, und Freunde hatte sie auch. Gezählte siebenundzwanzig. Wenngleich auch nur im Internet.

Zwei- oder dreimal Mal in der Woche kam ihre Mutter vorbei, aber darauf hätte Veia Rheinwald, wenn es möglich

gewesen wäre, recht gern verzichtet. Sie war ja schließlich kein Pflegefall. Sie machte ihre Besorgungen selber, hielt, so weit es eben ging, die Wohnung sauber und kochte sich auch manchmal etwas, wenn ihr danach war. Die Unmengen an vorgekochten Essensportionen, mit denen ihre Mutter regelmäßig den Tiefkühlschrank (über)füllte, ließ sie fast immer unberührt. Von Zeit zu Zeit entsorgte sie die ältesten davon in den Müll. Überhaupt war das Verhältnis zu ihrer Mutter ein eher problembehaftetes, weil diese nach wie vor nicht davon abzubringen war, sich ständig um ihr *armes Kind* kümmern zu müssen.

Und sie kümmerte sich auch wirklich. Um alles. Sie stellte, ohne erst lang zu fragen, die Wohnungseinrichtung um oder vereinbarte eigenmächtig Handwerker- oder Arzttermine. Und Veia Rheinwald hatte kaum jemals neue Schuhe oder einen Pulli gekauft, ohne dass ihre Mutter dabei gewesen wäre.

*

Und dann gab es da auch die Böheims: Noch vor zehn, zwölf Jahren waren sie so etwas wie das Vorzeigeehepaar der Stiege acht gewesen. Wenn man sie sah, sah man sie immer zu zweit, Arm in Arm oder Händchen haltend, Bussi hier, Küsschen da, und sie nannten einander so oft *Schatzimausi* und *Hasimandi*, dass es für ihre Umwelt mitunter kaum auszuhalten war.

Aber niemand mokierte sich darüber, im Gegenteil, alle redeten nur in den höchsten Tönen von ihnen. Alle fanden sie sympathisch, liebenswürdig und hilfsbereit, und das wohl nicht zu Unrecht: *Der nette Herr Erich* ließ jedermann stets den Vortritt, hielt Damen, auch älteren, galant die Tür auf und sprang ohne Zögern ein, sobald ihm eine volle Einkaufstasche zu

schwer vorkam. Vor allem, wenn der Aufzug wieder einmal streikte.

Jedes Mal wenn er Ve a Rheinwald im Stiegenhaus traf, trug er sie gleich mitsamt dem Rollstuhl über die sieben Stufen, die unerforschlicher Architektengeist dereinst zwischen Erdgeschoß und dem Eingang eingeplant hatte.

Und Renate Böheim war wohl die Einzige im ganzen Pripadlo-Hof, die sich nicht schleunigst aus dem Staub machte, wenn die alte Haidmayer auf sie zu humpelte, nein, sie blieb stehen und hörte sich geduldig zum x-ten Mal die gesammelten Geschichten rund um Gallensteine, Leberleiden und den seinerzeitigen Verlust der Heimat in Teplitz-Schönau an. »Also, Frau Böheim, dass ich Ihnen erzähl ...«

Wenn Renate Böheim im Stiegenhaus mit anderen Frauen ins Plaudern geriet, kam wie das Amen im Gebet nach ein paar Minuten ihr »Also i hätt grad einen Kaffee fertig«, was regelmäßig darauf hinauslief, dass sich die Damen in den nächsten Stunden auf der Böheim'schen Wohnzimmergarnitur räkelt, ziemlich viel und laut lachten und genüsslich über Gott und die Welt herzogen. Zum Kaffee wurden praktisch immer Kekse oder Kuchen serviert, natürlich selbst gebacken, und manchmal auch ein Likörchen hinterher.

Am Ehepaar Böheim gab es einfach nichts auszusetzen, nicht einmal für Frau Stummvoll, die sonst an nichts und niemanden ein gutes Haar ließ. Vor allem Herr Erich schien es ihr angetan zu haben, seit er ihr einmal einen ausgebrochenen Wandhaken wieder eingemauert hatte. Gratis, versteht sich. Und er redete sie immer mit »meine Gnädigste« an.

Einzig Professor Negrin aus dem dritten Stock bildete eine Ausnahme, was die Böheims anging. Aber der Professor schien

ja andererseits, darüber waren sich alle einig, ohnehin *nicht ganz von dieser Welt* zu sein. Jedenfalls betrachtete er dieselbe aus einem völlig anderen Blickwinkel als alle anderen.

Dreimal hatte er Renate und Erich Böheim angetroffen, wie sie im Erdgeschoß auf den Aufzug warteten, mit dem er gerade herunterkam, und sich die Zeit mit ein bisschen Bussi hier, Küsschen da vertrieben. Beim ersten Mal hatte er sich noch auf einen frostig knappen Gruß beschränkt, beim zweiten Mal war ein indigniertes Hüsteln dazugekommen, und zuletzt konnte der Professor schlicht nicht mehr umhin, den höflich, aber bestimmt vorgetragenen Hinweis anzubringen, dass seiner Auffassung nach *gewisse Vertraulichkeiten zwischen Mann und Frau* doch eher den eigenen vier Wänden vorbehalten bleiben sollten. »Das wollte ich nur erwähnt haben. Guten Tag.«

Aber, sei's drum, Professor Negrin hatte ja, wie erwähnt, zu allem und jedem eine höchst persönliche, meist etwas eigenwillige Meinung, und man reagierte am besten darauf, indem man sie ihm einfach ließ und nur, ebenso freundlich wie unverbindlich, dazu lächelte. Das wussten die Böheims aber ohnedies, und normalerweise kamen sie auch mit dem Professor gut aus, so wie mit allen.

Fast schon über die Maßen wertgeschätzt wurden sie von Familie Hasenhüttl, die gleich neben ihnen wohnte. Einmal war der kleine Hasenhüttl beim Tretrollerfahren im Hof gestürzt und hatte sich die Nase blutig geschlagen, Renate Böheim hatte es zufällig vom Balkon aus gesehen und war dem weinenden Buben natürlich zu Hilfe gekommen. Als sie ihn dann getröstet, verarztet und geschnäuzt seinen Eltern zurückbrachte und kurz danach auch noch ihr Mann mit dem wiederhergestellten Tretroller daherkam, kannte die Begeisterung keine Grenzen.

Mindestens fünfmal je Elternteil wurde der kleine Hasenhüttl aufgefordert: »Also, Herberti, tu schön danke sagn!«

Wenn Herr Hasenhüttl nach seiner beruflichen Tätigkeit gefragt wurde, antwortete er gewöhnlich: »Im Ministerium«. Das klang gut und nach einer gewissen Bedeutsamkeit. Alle auf der Stiege acht wussten aber ohnehin, dass er als Bürobote beschäftigt war. Auch wenn das natürlich keineswegs eine ehrenrührige Beschäftigung war, fand Herr Hasenhüttl dennoch, dass er davon nicht unbedingt Hinz, Kunz oder Frau Stummvoll in Kenntnis setzen musste.

Ansonsten war er, was die Kommunikationsfreudigkeit anging, in gewisser Weise die männliche Ausgabe der alten Haidmayer, nur dass er im Unterschied zu ihr davon überzeugt war, dass alles, was er von sich gab, erstens von maßgeblicher Bedeutung für alle Welt und zweitens der Weisheit letzter Schluss war. Und das sollten seine Gesprächspartner natürlich auch merken.

Nach dem Tretroller-Ereignis erging er sich wochenlang in überschwänglichen Böheim-Lobeshymnen gegenüber allen, die ihm im Stiegenhaus in die Arme liefen. Da er außerdem auch stellvertretender Obmann der für den Pripadlo-Hof zuständigen SPÖ-Sektion war, versuchte er wiederholt, seine Nachbarn für die aktive Mitarbeit ebendort zu gewinnen. »Ultimativ solche Leute wie Sie, mit sozialer Verantwortung und so, braucht unsere Partei! Ultimativ.« Aber »ultimativ« hin, »ultimativ« her: Parteipolitik war für die Böheims kein Thema.

Da gingen sie lieber aus, mindestens dreimal in der Woche und gewöhnlich ins Café Angie, das nur ein paar Minuten entfernt lag. Dort kannten sie jeden und jede mit Vornamen, und es lief immer ausgiebig *der Schmäh*. »Hallihallotschi, der Erich

und die Renate! A wieder da?» »Glaub schon, aber i kann ja vorsichtshalber mei Gattin fragen, ob ma da san oder net, hehe.«

Mit der Zeit waren die beiden dort sogar so zu Hause, dass sie zu den ganz, ganz wenigen Auserwählten gehörten, die Frau Angie an ihre Espressomaschine ließ. Jedenfalls bei Hochbetrieb. »Du, Erich, bist so lieb und machst dir dein Verlängerten selber? Bitte, danke.«

Von größeren finanziellen Sorgen geplagt war das Ehepaar Böheim auch nicht. Sie arbeitete im Expedit eines Modehauses, stundenweise. Mehr musste schließlich nicht sein, wie vor allem Herr Erich nicht müde wurde zu betonen. Er als gelernter Maurer verdiente recht ordentlich auf dem Bau. Gleich, nachdem er die Polierprüfung abgelegt hatte, wurde ein gebrauchtes Sportcabriolet angeschafft, sehr gebraucht zwar, aber dafür knallig rot und frisch lackiert.

Damit war schon ganz schön Furore zu machen. In den ersten Wochen blieben die Leute stehen und schauten zu, wenn das Verdeck langsam aufging und die beiden dann zu einer Spritztour aufbrachen, er stets mit Kappe und Sonnenbrille, sie mit einem Seidenschal, den sie um Kopf und Hals legte wie Sophia Loren in den Fünfzigerjahren. Und Hasimandi ließ immer erst den Motor ein paarmal aufheulen, ehe er mit quietschenden Reifen losbrauste.

So weit, so gut bis hierher. Aber leider eben: *nur* bis hierher. Denn dann kam, und zwar wie der sprichwörtliche Blitz aus heiterem Himmel, diese Sache mit dem Baugerüst. Bloß ein paar lächerlich kurze Vorwarnsekunden knirschte, knarrte und ruckelte es, dann stürzte es einfach in sich zusammen (wegen eines Materialfehlers, wie es später hieß). Und Erich Böheim stürzte mit.

Not-OP und Intensivstation, Spital, Reha, dreizehn Monate Krankenstand.

Dabei machte Erich Böheim gewissenhaft alles mit, was von ihm verlangt wurde, und strengte sich ehrlich an, schon nach ein paar Wochen konnte er wieder einigermaßen gehen und sprechen, aber weder physikalische Übungen noch sonst irgendetwas konnte ihm seinen rechten Arm zurückbringen. Leblos hing er an der Seite herab und schlenkerte nur ein bisschen mit, wenn sich der restliche Körper bewegte. An ein Weiterarbeiten auf dem Bau war nicht zu denken, und etwas anderes ließ sich nicht finden. Frühpension.

»Schauen Sie«, sagte die teilnahmevolle Ärztin von der Unfallversicherung, »auch als Behinderter haben Sie durchaus Möglichkeiten für ein reiches, erfülltes Leben.« Erich Böheim musste Luft holen. *Behinderter*, wie sich das anhörte! Er sah der Ärztin kurz in ihre mitfühlenden Augen und stand auf. »Wissen S' was, Frau Doktor,« sagte er. »Lecken Sie mich ein bisserl am Oasch!« Dann ging er, ohne zu grüßen, und knallte mit der linken Hand die Tür zu.

Auf dem Nachhauseweg kaufte er sich eine Flasche Weinbrand, die er noch am selben Abend austrank, bis auf den letzten Schluck. Und als er schließlich auf der Wohnzimmerngarnitur dem Schlaf entgegendämmerte, fühlte er sich zum ersten Mal seit Langem wieder richtig gut.

Genauso wollte er sich öfter fühlen, unbedingt. Die Methode war ja ausgesprochen simpel und funktionierte, wie sich zeigte, zuverlässig, auch bei der zweiten, dritten und vierten Flasche, am Morgen genauso wie am Abend, und auch am Nachmittag und zu Mittag. Auf diese Art ließen sich selbst gröbere Probleme überraschend leicht wegstecken.

Und Probleme ergaben sich immer wieder, wie etwa jenes, als vom Modehaus der Brief mit der Nachricht eintraf, dass die Versandabteilung demnächst ins östliche Ausland verlegt würde. *Sehr geehrte Mitarbeiterin, wir bedauern aufrichtig, Ihnen mitteilen zu müssen, dass ...*

Einen Augenblick glaubte Renate Böheim, ins Bodenlose zu fallen, aber zu ihrem Glück (wenn es denn eines war) war jemand da, um sie aufzufangen und ihr Halt zu geben. »Die können uns alle den Buckel owerutschn! Kumm, trink ordentlich was mit mir. Du wirst seh'n, des is echt a Medizin, des hilft super!« Und so war es auch. Fürs Erste.

Je öfter sie meinten, diese Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen, umso öfter und mehr tranken sie, und je mehr sie tranken, umso seltener verließen sie die Wohnung. Wenn man sie sah, dann bloß ihn oder sie allein und auf dem Weg in den Billy-Markt, um für die nächste Flasche *Medizin* zu sorgen.

Es musste nicht immer Weinbrand sein, Korn, Gin, Whisky und Slibowitz erfüllten denselben Zweck.

Die Auswahl wurde schlicht durch Preisvergleiche und günstige Sonderangebote bestimmt. Bei besonders günstigen Letzteren war häufig der Besitz einer Billy-Vorteilskarte Voraussetzung, um in deren Genuss zu kommen. Renate und Erich Böheim hatten sich beide je eine solche Karte ausstellen lassen, um gegebenenfalls Preisaktionen doppelt nutzen zu können.

Denn die finanzielle Lage des Ehepaars Böheim war lange nicht mehr so rosig wie früher. Nach einigem Hin und Her hatte die Versicherung zwar eine gewisse Summe überwiesen, aber große Sprünge ließen sich damit keine machen. Die Höhe der Frühpension hielt sich wegen der geringen Anzahl an

Versicherungsmonaten ebenfalls in Grenzen, und für das Sportcabriolet bekamen die Böheims keinen müden Cent.

Es war nämlich einem nächtlichen Vandalenakt zum Opfer gefallen: Scheiben und Lichter zerschlagen, Türen eingetreten, die Karosserie bis zur Unkenntlichkeit verbogen und verbeult. Das, was einst der ganze Stolz der Böheims gewesen war, war nur noch ein mit Scherben gespicktes Autowrack. Der Täter konnte nie ausfindig gemacht werden, obwohl er am Tatort als Corpus Delicti einen Maurerfäustel zurückgelassen hatte. Aber in der in Frage kommenden Umgebung wohnte nur ein einziger Maurer, und das war Erich Böheim. »Und der, bitte, wird doch um alles in der Welt nicht sein eigenes Auto schrotten. Da müsste er ja komplett daneben sein«, fand der ermittelnde Beamte. Und alle anderen fanden das auch.

Die Böheims gingen nicht nur nicht mehr aus, sie wollten auch nicht, dass jemand zu ihnen kam. Mögliche Besuche wurden schon im Vorfeld abgeblockt, die Damenkränzchen hatten sich ohnehin längst aufgehört, und als Frau Angie eines Tages einen aus der Cafépartie losschickte, um nachzufragen, warum sich denn die beiden gar nicht mehr blicken ließen, wurde Erich Böheim richtig unwirsch. »Was willst, Oida? Hast no nie an Krüppel und a Arbeitslose g'sehn? Geh, schleich di, sonst hau i di die Stiagn owe!« Der *nette Herr Erich* gehörte definitiv der Vergangenheit an.

Er hielt auch keine Türen mehr auf, trug keine fremden Einkaufstaschen, grüßte kaum noch und wich überhaupt möglichst den Leuten aus. Und seiner Frau ging ebenfalls ganz anderes durch den Kopf als gutnachbarliche Beziehungen zu pflegen. Die alte Haidmayer konnte es zuerst gar nicht fassen, als auf ihr »Frau Böheim, ich muss Ihnen was erzählen!« die

Angesprochene mit glasigen Augen und voll darauf konzentriert, einen Fuß vor den anderen zu setzen, einfach an ihr vorüberging.

Drei Wochen danach starb die alte Haidmayer, was natürlich reiner Zufall war und nichts mit diesem Ereignis zu tun hatte. *Altersbedingtes multiples Organversagen*. Ein paar Tage lag sie tot in ihrer Wohnung, sie lebte ja schon lange allein und hatte niemanden mehr. Die Räumung ihrer Wohnung erforderte drei Fahrten mit dem vollbeladenen LKW.

Renate und Erich Böheim hatten immerhin noch einander, und das volle vierundzwanzig Stunden am Tag. Renate Böheim hatte wiederholt versucht, Arbeit zu finden, doch spätestens bei der ersten persönlichen Vorsprache war ihr jedes Mal abgesagt worden.

Sie konnte sich das nicht erklären. Hatte sich denn die ganze Welt gegen sie verschworen? Oder hätte sie vielleicht doch lieber noch mehr und noch stärkere Minzepastillen lutschen sollen? Vermutlich hätte das auch nichts geholfen, denn bei ihrem Gang, dem Tunnelblick und ihrer unüberhörbar schweren Zunge brauchte jeder Personalchef nur wenige Augenblicke, um die entsprechenden Schlüsse zu ziehen.

Die Wohnung der Böheims im zweiten Stock hatte sechsundachtzig Quadratmeter und bot eigentlich mehr als ausreichend Platz für ein kinderloses Ehepaar. Anfangs waren die beiden auch ganz zufrieden mit sich und ihrer unentwegten Zweisamkeit, aber gerade diese Unentwegtheit war es, die die sechsundachtzig Quadratmeter von Tag zu Tag und von Monat zu Monat ein Stück schrumpfen ließ. Ein Gefühl der Enge machte sich breit, Spannungen kamen auf, oft nur wegen kleinster Kleinigkeiten.

Und manchmal konnten sich die Spannungen sogar zu einem handfesten Streit auswachsen, beispielsweise wenn aus der letzten Flasche trotz allen Schüttelns, Klopfens und Drehens kein einziger Tropfen mehr herauszuholen war und der Billy-Markt schon geschlossen hatte. Bis zur Nachttankstelle auf der Simmeringer Hauptstraße war es ziemlich weit.

Über kurz oder lang trat also tatsächlich das ein, was früher für alle so unvorstellbar gewesen wäre wie zwei Solo-Lotto-sechser hintereinander: Das Verhältnis zwischen Erich und Renate Böheim kühlte ab. Kein *Schatzimausi* und kein *Hasi-mandi* mehr, kein Bussi hier, kein Küsschen da. Vereinzelte Ausnahmen gab es nur, wenn nach besonders heftigen Auseinandersetzungen am nächsten Tag doch wieder Versöhnung gefeiert wurde. Erich Böheim weinte dann jedes Mal. Aber auch diese Versöhnungen wurden seltener, während die Auseinandersetzungen an Häufigkeit und Handfestigkeit zunahmen.

Gekocht wurde kaum noch, gebacken schon gar nicht. Im Backrohr wurden leere Flaschen zwischengelagert. Renate und Erich Böheim ernährten sich größtenteils von Konserven und Fertiggerichten, die sie in der Mikrowelle aufwärmten (und fallweise nicht einmal das). Etwas Abwechslung auf den Speiseplan brachte nur der neue Stand, der neben dem Billy-Markt aufmachte und der außer Bratwurst, Kebab und Pizzaschnitten auch Grillhendln zum Mitnehmen im Sortiment hatte.

Trotzdem fing Renate Böheim irgendwann an, weniger zu essen, dann noch weniger, und zuletzt so wenig, dass sie drastisch an Gewicht verlor. Erich hingegen verschlang alles, was vor ihm auf dem Teller lag, meistens legte er noch etwas

dazu. Und das war ihm auch anzusehen. Was das Essen ohne rechte Hand anging, hatte er schon bald nach seinem Unfall erstaunliche Fertigkeiten entwickelt, es funktionierte nahezu problemlos.

Mehr Probleme hatte er mit dem Kleingeld im Supermarkt und der Verwendung von Einwegtragetaschen. Als ihm einmal beim Einpacken zwei Flaschen Obstbrand entglitten und zu Bruch gingen, wurden die Einkäufe in der Folge fast zur Gänze von seiner Frau übernommen.

Meistens brauchte sie, aus verständlichen Gründen, ziemlich lang dafür. *Zu* lang, wie Erich Böheim schließlich fand. »Wie viel hast'n heit wieder drüberlassn, du Schlampn? Im Lift oder im Fahrradraum?«

Solche Vorwürfe kamen öfter und öfter, waren aber natürlich völlig aus der Luft gegriffen. Renate Böheim hatte an Männlichem nur Interesse, insofern es *Johnny Walker* oder *Jack Daniel* hieß. Und bei ihrem jetzigen Erscheinungsbild drehte sich auch kein Mann nach ihr um, außer vielleicht deshalb, weil er sich über diese sonderbare Gestalt wunderte, die unfrisiert, oft nur im Morgenmantel und mit Hausschuhen, Richtung Billy-Markt ging. Manchmal half ihr einer über die Straße.

Renate Böheim ließ Erichs Verdächtigungen, von denen sie ja wusste, dass sie haltlos waren, natürlich nicht ohne Weiteres auf sich sitzen. So gab es eine ganze Reihe von guten und weniger guten Gründen, dass es bei den Böheims gelegentlich ziemlich laut zuing. »Na servas, bei denen fliagn heit wieder urdentlich die Fetzn!« Oft erstreckten sich die Auseinandersetzungen bis ins Stiegenhaus, entweder, weil die Tür wieder einmal offenstand, oder weil ein Böheim dem anderen unschöne Dinge bis ins Erdgeschoß nachrief.

Aber weil alle auf der Stiege acht die Vorgeschichte der Böheims kannten, brachten die meisten doch ein gewisses Maß an Verständnis auf. Herr Hasenhüttl gehörte freilich nicht zu diesen. »Schicksalsschlag hin, Schicksalsschlag her«, sagte er jedem, der es hören wollte oder auch nicht. »In einer sozialen Wohnanlage der Gemeinde Wien ist ein derartiges Verhalten, mit Alkoholismus und so, ultimativ untragbar. Schließlich leben hier auch Kinder.«

Sein eigenes konnte er damit nicht gemeint haben, denn der kleine Hasenhüttl war inzwischen ein gutes Stück größer geworden und wohnte zu dieser Zeit nicht mehr im Pripadlo-Hof. Nachdem er einen schwungvollen Handel mit gestohlenen Mopeds aufgezogen hatte, saß er jetzt einige Monate im Jugendstrafvollzug ab. Aus verständlichen Gründen sprach Herr Hasenhüttl nur ungern darüber.

Da redete er schon lieber über die Böheims. Er ging mit einer Liste von Tür zu Tür, um Unterschriften gegen ihr *mieterwidriges Verhalten* zu sammeln. Außer ihm selbst und seiner Frau schlossen sich freilich nur noch drei weitere Personen an. Frau Stummvoll wollte erst unterschreiben, nachdem die Unterschriften aller anderen Hausparteien vorlägen. Wozu es aber eben nicht kam.

Ernesto, der Althippie, umarmte Herrn Hasenhüttl zwar, drückte ihn und lächelte ihn an, zog sich dann aber sofort wieder ins Innere seiner Wohnung zurück, aus der Zigarettenrauch und andere undefinierbare Düfte ins Stiegenhaus strömten. »Love, Peace and Understanding, Bruder!«

Auch Professor Negrin lehnte kopfschüttelnd ab mit der Erklärung, dass er von einem solchen »Hosianna, crucifige!« doch lieber Abstand nehmen möchte. Herr Hasenhüttl glaubte,